

Die Aufarbeitung von Missbrauch und die Stimmen der Betroffenen

Über die inneren Mauern des Schweigens

Die Aufarbeitung von Missbrauch in der katholischen Kirche funktioniert nicht ohne die Stimmen der Betroffenen. Doch eine Sprache für das Erlebte zu finden, ist oft ein langer und schwieriger Prozess. **VON NATALIE POWROZNIK UND DAVID RÜSCHENSCHMIDT**

Die Veröffentlichung des Gutachtens zum Umgang mit sexuellem Missbrauch im Erzbistum Köln hat hochrangigen Führungspersonen eklatantes Versagen nachgewiesen und dadurch ein kirchenpolitisches Erdbeben ausgelöst. Da es allerdings ein rein rechtswissenschaftliches Gutachten war, fehlte die Perspektive der Betroffenen nahezu gänzlich. Die Berücksichtigung dieser Perspektive ist allerdings zentral, wenn man umfassende und vertiefte Einsichten in den Themenkomplex des sexuellen Missbrauchs in der katholischen Kirche erlangen und Aufarbeitung jenseits juristischer Pflichtenkreise leisten möchte.

Dabei gibt es einen Zusammenhang von sexuellem Missbrauch, katholisch-kulturellen Spezifika und der Sprachfähigkeit. Die Berücksichtigung von Berichten Betroffener können diese Erkenntnis- und Aufarbeitungspotenziale entfalten.

Mit jeder Missbrauchserfahrung sind Fragen der Sprachfähigkeit und Sprachunfähigkeit eng verwoben, hinter jedem Erleben steht ein Ringen um Worte, um Ausdrucksfähigkeit, um Verständnis und um Glaubwürdigkeit. Möchte man den sexuellen Missbrauch in der Kirche und den vielfach defizitären Umgang durch Verantwortungsträger, aber auch das verbreitete Nichtwissenwollen von Familienangehörigen oder Gemeindegliedern verstehen, gilt es, eben diese Verschränkungen zu erhellen. Solche

historischen und kulturwissenschaftlichen Zugänge können die Grundlage dafür bilden, die Erlebnisberichte von Betroffenen in die jeweiligen zeitlichen, sozialen und religiös-kulturellen Kontexte einzuordnen. Genau das ist das Ziel eines Forschungsprojekts der Universität Münster, das zusätzlich zur Auswertung von Akten auch über 60 Gespräche mit Betroffenen heranzieht. Die nachfolgenden Zitate von Betroffenen entstammen diesen Gesprächen.

Als ein Betroffener, der im Zeitraum zwischen 1959 und 1963 sexuellen Missbrauch durch einen Priester erfahren hatte, seine Erfahrungen gegenüber Personen aus dem sozialen und familiären Umfeld mitteilen wollte, stieß er auf „Mauern des Schweigens“, wie er es selbst nannte. Vorangegangen war allerdings ein langer Prozess des Ringens um die eigene Sprachlichkeit und Sprachfähigkeit. Jahrzehntlang hatte er geschwiegen und war nicht in der Lage gewesen zu artikulieren, dass ihn ein Priester sexuell missbraucht hatte. Bevor er auf die äußeren „Mauern des Schweigens“ gestoßen war, hatte er lange mit seinen eigenen schamhaften Verschließungen der Sprachlichkeit gerungen, mit seinen inneren „Mauern des Schweigens“.

Solche Sprachlosigkeiten waren kein Einzelfall, sondern ein verbreitetes Phänomen, von dem diejenigen betroffen waren, die sexuellen Missbrauch erlebt hatten. Die kindliche und jugendliche

Sprachlosigkeit war ein Ergebnis kulturell geprägter, maßgeblich katholisch-kirchlicher Formationsprozesse. Spezifisch katholische Schamkulturen waren zwar nie völlig geschlossen oder total, sondern sie provozierten bereits in den Fünfziger- und Sechzigerjahren Gegenbewegungen, Protest oder stille Devianz unter Jugendlichen und jungen Erwachsenen.

Speziell in der kirchlichen Sozialisation bis zum frühen Jugendalter allerdings blieben diese schamhaften Verschließungen überaus wirksam, speziell in jenen Regionen, Gebieten und Städten, in denen der Milieukatholizismus besonders ausgeprägt und besonders widerstandsfähig gegen Entkirchlichungs- und Säkularisierungsprozesse war.

Katechetische Fixierung auf Fragen von Keuschheit

Katechese und Unterweisung kreisten bis ins letzte Drittel des 20. Jahrhunderts geradezu fixiert um die Fragen von Sexualität und „Keuschheit“. Ausgebliebene Aufklärung im Elternhaus und das Fehlen eines adäquaten Schulunterrichts, der diese Fragen behandelt und zu einer Erhöhung der Sprachfähigkeit und Reflexion von Grenzen und Grenzverletzungen befördert hätte, trugen ihr Übriges dazu bei. Nicht selten waren es der Kommuniionsunterricht oder die Firmkatechese, die Fragen nach Sexualität aufgriffen – dann allerdings unter gravierenden Verzerrungen. „Die Un-



Natalie Powroznik, geboren 1987, ist Sozialanthropologin und wissenschaftliche Mitarbeiterin an der WWU Münster im Projekt zur Aufarbeitung des sexuellen Missbrauchs im Bistum Münster. Sie wurde im Fach Soziologie mit einer Arbeit zu Erscheinungsformen von Religion in Flüchtlingsunterkünften promoviert und lehrt an der Fachhochschule Münster am Fachbereich Sozialwesen.



David Rüschen-schmidt, geboren 1991, ist Historiker und wissenschaftlicher Mitarbeiter an der WWU Münster im Projekt zur Aufarbeitung des sexuellen Missbrauchs im Bistum Münster. Er wurde nach einem Studium der Geschichte, Sozialwissenschaften und katholischen Religionslehre mit einer Arbeit über den christlich-islamischen Dialog seit den Siebzigerjahren promoviert.

Foto: Lea Kähler

keuschheit“, schärfte der Katholische Katechismus von 1955 den kindlichen oder jugendlichen Adressaten ein, „ist ein großes Unglück für den Menschen“. Sie stürze ihn „in Krankheit, Elend und Schande“ und führe „nicht selten zu einem unbußfertigen Tod“.

Für Kinder und Jugendliche gelte es, so der Katechismus, „unkeusche“ Gedanken und Handlungen sowie „unkeusches“ Sprechen unbedingt zu vermeiden. Auch in der Katechese der Fünfziger- und Sechzigerjahre wurde Sexualität extrem abgewertet und tabuisiert, wie uns Betroffene von Missbrauch dieser Zeit berichten.

In einem anderen Bereich war Sexualität als Thema allerdings explizit vorgesehen: in der Beichte. Sie stellte einen von anderen Glaubens- und Sozialvollzügen abgetrennten Raum dar, der durch das Beichtgeheimnis besonders geschützt war. Was im Rahmen der Beichte gesprochen wurde, hatte ebendort zu verbleiben und war mit Schweigen zu belegen. „Das Thema (des Beichtgesprächs) kreiste immer nur um das sechste Gebot“, erinnert sich ein Betroffener, der in den Sechzigerjahren von seinem Beichtvater sexuell missbraucht worden war. Zuerst wurden „intimste Fragen nach der sogenannten ‚Selbstbefleckung‘ gestellt“, woraufhin es zu den Missbrauchshandlungen kam.

Fehlende Sexualaufklärung, eine ausgeprägte und durch kirchliche Ideale von Keuschheit und Sittlichkeit formierte Schamkultur sowie die Verkoppelung von Themen der Sexualität mit der Beichte, die bisweilen den Tätern als Anbahnungskontext diente, begrenzten die Sprach- und Artikulationsmöglichkeiten für Betroffene. Die Sprachlosigkeit war allerdings nicht nur ein Faktor auf der Seite der Betroffenen, sondern auch auf der Seite der potenziellen Adressaten, an die sich Betroffene wendeten. Teilweise war es für die Betroffenen unmöglich, ihre Missbrauchserfahrungen zu artikulieren, weil sie erwarteten, dass ihnen nicht geglaubt würde.

Tatsächlich waren nicht selten Unglaube, Verleugnung, Zurückweisung oder Herunterspielen genau das, was den Betroffenen entgegen wurde, wenn es ihnen gelang, ihre Erfahrungen zu verbalisieren. Ein Betroffener etwa, der sich Ende der Sechzigerjahre seinen Eltern anvertraute, wurde zurechtgewiesen und verprügelt. Ein anderer teilte 20 Jahre nach den Übergriffen des bereits verstorbenen Täters seine Erlebnisse dem amtierenden Pfarrer seiner Gemeinde und damit dem Nachfolger seines Peinigers mit. Der Pfarrer erklärte die Erlebnisse des Betroffenen kurzerhand für Produkte der Fantasie.

Ein bedeutender Grund für diese Sprachlosigkeit sowie den antizipierten oder faktischen Unglauben potenzieller Adressaten von Informationen über Missbrauchserfahrungen liegt in der herausgehobenen Stellung des Priesters: „Priester sind quasi unantastbar für uns Laien“, berichtete ein Betroffener von Missbrauch in den Fünfzigerjahren. „Meine Eltern waren kirchenhörig und hätten mich verprügelt, wenn ich etwas gesagt hätte.“

Wenn es häufig erst viele Jahre oder gar Jahrzehnte später dazu kam, dass die Betroffenen ihrem Umfeld mitteilten oder öffentlich machten, dass sie sexuell missbraucht worden waren, war eine mitunter vorkommende Reaktion, dass man sich so etwas gedacht habe. „Das hat mich massiv verletzt“, spricht ein Betroffener aus, dessen Eltern und Tante angaben, etwas geahnt zu haben, als er sie mit den Übergriffen, die er als Jugendlicher durch den damaligen Kaplan erlitten hatte, konfrontierte. Es sei für ihn überaus schmerzhaft gewesen „zu wissen, es gab Menschen in meinem Umfeld, die etwas vermutet und trotzdem nicht gehandelt haben“.

Schweigebruch: Wie Betroffene über Missbrauch sprechen

Die Betroffenen, die im Zuge unserer Forschungen ihre Erlebnisse und deren Auswirkungen auf ihre Lebenswege erzählen, haben überwiegend lange Prozesse der Verarbeitung hinter sich. Sowohl der Anbahnungshergang, die Tat an sich als auch das darüber Sprechen und das Erlebte zu deuten sind auf verschiedenen Ebenen schambehaftet. Das Be- und Verschweigen erfüllte eine strategische Funktion, um unerträgliche und traumatische Situationen zu überleben, auch wenn dies mitunter zu Lasten einer psychologischen Verarbeitung ging.

Ebenso kann Scham mit Verdrängung einhergehen. So berichtet uns ein Betroffener, er habe den jahrzehntelangen Missbrauch abgespalten von seinem selbstbestimmten Leben als Erwachsener. Als Unternehmer, Ehemann und Familienvater habe er schließlich sogar die eigenen Kinder vom Heimatpfarrer und zugleich Täter taufen lassen. So habe er sich selbst gegenüber den erlebten Missbrauch und die damit verknüpfte Opferrolle nicht eingestehen müssen. Scham zeigt sich in Betroffenenengesprächen jedoch auch in Form von Selbstvorwürfen oder einem schlechten Gewissen. So können einige Betroffene aus heutiger Perspektive nur schwer aushalten, dass sie als Kind geschwiegen haben. Schließlich hätten sie so den Täter geschützt und weitere Kinder und Jugendliche in Gefahr gebracht. Auch empfinden einige Betrof-

fene einen inneren Druck, sich an der Forschungsarbeit zu beteiligen. So berichtet eine Betroffene, sollte sie es psychisch nicht aushalten, die aus dem Interview entstandene Gesprächszusammenfassung erneut zu lesen und zu prüfen, fürchte sie, dass dies dazu beitrage, dass erneut Kinder unter dem Täter litten. Dies spiegelt die Verbalisierung des Anliegens oder der Motivation in der Mitwirkung unserer Studie, die Betroffene uns gegenüber äußern. So wird besonders häufig geschildert, so Missbrauch im Rahmen der katholischen Kirche zukünftig möglichst verhindern zu helfen.

Seit wann wird über Missbrauch gesprochen? Zwar hat es auch vor 2010 Meldungen von Missbrauchsfällen gegeben. Eine ganz deutliche Zäsur markiert allerdings das Jahr 2010, in dem, ausgehend von der Enthüllung der Missbrauchsfälle am Berliner Canisius-Kolleg, eine flächendeckende mediale Berichterstattung über sexuellen Missbrauch in der Kirche einsetzte. Es scheint, als sei auch auf der Seite der Betroffenen damit eine neue und verstärkte Sprachfähigkeit entstanden und dazu eine intensiviertere Bereitschaft, Berichte von Betroffenen für wahr zu halten. Teilweise wurden anonyme Foren, etwa von Ehemaligen der jeweiligen Institutionen, Einrichtungen oder Gemeinden, oder sonstige Plattformen im Internet genutzt, um Missbrauchserfahrungen zu benennen.

Sukzessive entstanden nach 2010 erste Vernetzungen, dann organisierte Betroffeneninitiativen. In diesen war ein Sprechen über Missbrauchserfahrungen und psychosoziale Folgen möglich. Zugleich waren durch den Austausch auch neue Reflexionsmöglichkeiten gegeben. Wo Betroffene keine Äußerungsräume sehen, scheint es punktuell Ventile zu geben. Gesprochen wird dann zum Beispiel in Zuständen der Betäubung. So berichten uns Betroffene, dass sie nur angetrunken zum Thema reden können, oder Zeitzeugen berichten uns, der Vater habe nur in der Kneipe im Beisein ehemaliger Mit-Messdiener

über seinen Missbrauch sprechen können. Sprechen zu können setzt auch Vertrauen auf Seiten der Zuhörenden voraus. Die Rolle eines Elternteils, so zeigen unsere Interviews, bringt dieses nicht automatisch mit sich. Viele Betroffene berichten von der Sorge, dass ihnen die Eltern nicht geglaubt hätten. Zu monströs seien die Anschuldigungen gegen den Priester gewesen. Andere vertrauen sich dennoch an und werden oftmals enttäuscht – sie werden zum Stillsein angehalten, des Lügens bezichtigt oder erleben Gewalt durch die Familie. Nicht selten ist dann der feste Partner im Erwachsenenalter der Erste, der vom Missbrauch erfährt.

In den Berichten erleben wir unterschiedliche Schilderungsweisen: von aufgewühlten oder aufgebrachten Formen bis hin zu distanzierteren, sachlichen

„Das Thema des Beichtgesprächs kreiste immer nur um das sechste Gebot.“

Berichten. Einige Betroffene nutzen mit Therapeuten erarbeitete Diagnosen in ihrer sprachlichen Darstellung, andere lesen aus ihren persönlichen Tagebüchern vor. Unsere Beobachtung des Sprechens zeigt: Diejenigen, die eine langjährige Therapie erfahren haben, können meist strukturiert berichten. Das Vorhalten eines Narrativs kann für Menschen mit Missbrauchserlebnissen als Strategie des Selbstschutzes fungieren. Man hat eine feststehende Schilderung und muss sich dem Erlebten dadurch nicht mehr detailliert emotional zuwenden. So kann das Erlebte ausgesprochen und besprochen werden, ohne Betroffene in eine erneute Krise zu stürzen.

Auch wenn die Vernetzung Betroffener und das Sprechen „mit einer Stimme“ viele Vorzüge wie eine größere Reichweite des Gesagten mit sich bringt, so dürfen individuelle Standpunkte und Entscheidungen Einzelner nicht aus dem Blick geraten. Nicht jeder Missbrauchsbetroffene möchte medialer Experte sein, und nicht jeder wendet sich von der Kirche ab. Manche bleiben bewusst Mitglieder der katholischen Kirche, sind beispielsweise in kirchlichen Institutionen beruflich tätig. Andere treten aus der Kirche

aus, verstehen sich aber weiterhin als katholisch. So werden auch die „Gesundungschancen“ des Systems der katholischen Kirche von Betroffenen unterschiedlich bewertet.

Kirchenaustritt wird von einigen als Befreiung erlebt

Von denjenigen, die große Hoffnungen in die aktuelle Präventionsarbeit der Institution stecken, sich eventuell selbst engagieren und allgemein Entwicklungen und Lernprozesse verfolgen, wird es als enorme Belastung wahrgenommen, sich rechtfertigen zu müssen für den eigenen Glauben oder das weitere kirchliche Engagement vor dem Hintergrund ihrer entwertenden Erfahrungen. Andere, die sich zum Kirchenaustritt entschieden haben, fühlen sich befreit. Wieder andere sehen den Schritt des Austritts zwar als Konsequenz dessen, was ihnen widerfahren ist, verspüren jedoch keine Erleichterung.

Auch variieren die Modi der sprachlich-reflexiven Rekonstruktion der eigenen Biographie. Der Täter habe ihr mit seiner Tat an ihr auch alle schönen Erinnerungen an die Gemeinde und das Gefühl des Geborgenseins in dieser genommen, berichtet eine Betroffene. Ein anderer schildert, dass diese Kindheitserfahrungen ohnehin keine selbst gewählten gewesen seien, sondern lediglich strukturell bedingt. Im kleinen Ort seines Aufwachsens in den Siebzigerjahren habe es damals neben dem Sportverein einzig das Gemeindeleben für Kinder und Jugendliche gegeben, sodass er Messdiener habe sein müssen. Dass diese Erinnerungen nun vom Missbrauch überschattet würden, müsse er akzeptieren.

So stellt auch *Martin Schmitz* („Weil ich katholisch war! Über das Versagen der Kirche – Bericht eines Betroffenen“, in: *Thema Jugend. Zeitschrift für Jugendschutz und Erziehung*, Nr. 3/2020, 6–8), Gründer einer Betroffeneninitiative in Rhede (Nordrhein-Westfalen), fest: „Immer wieder habe ich mir die Frage gestellt, was den Missbrauch (in) meinem eigenen Leben möglich gemacht hat, und immer wieder komme ich auf die eine Antwort: Ich war katholisch!“ ■